


Die Fortsetzung des internationalen
Bestsellers *Der Elefantenflüsterer*

Ein Elefant in meiner Küche

Was mir die Herde über Liebe, Trauer
und Lebensmut beibrachte



mvgverlag 

Françoise Malby-Anthony
mit Katja Willemsen

Umarmung bleiben. Aber das ging nicht. Es gab ein Tier, das in Schwierigkeiten steckte, und ich konnte mich nicht zurücklehnen und nichts tun.

»Auf geht's«, flüsterte ich und trug sie mit mir ins Büro.

Sie setzte sich auf den Stuhl auf der anderen Seite meines Schreibtischs und hielt ein wachsames Auge auf mich gerichtet, während ich meine Angst um Thabo dadurch dämpfte, dass ich mich beschäftigte.

Meine oberste Priorität war, die Sicherheit zu verstärken, falls die Wilderer zurückkehrten. Ich konnte nicht das Risiko eingehen, unsere vorhandenen Wächter von ihren Patrouillengebieten abzuziehen, also telefonierte ich mit der Sicherheitsfirma, die Lawrence für Notfälle angeheuert hatte, und sie versprachen, am Morgen zwei zusätzliche bewaffnete Männer abzustellen. Auf lange Sicht gesehen waren wir noch nicht sorgenfrei, weil ich nicht genügend Mittel hatte, sie über einen Monat hinaus zu bezahlen, aber es war ein Anfang. Ich würde Thabo und Ntombi beschützen, selbst wenn ich deswegen pleiteging. Unter meinem wachsamen Auge würden sie nicht getötet werden!

Schließlich rief Mike Toft an und teilte mir die schlechte Nachricht mit, dass er mitten in einem anderen Vorfall mit Wilderern steckte und an diesem Tag nicht mehr zu uns kommen konnte. Ich berichtete ihm, dass die Ranger gesehen hatten, wie Thabo ein paar Schritte machte.

»Das sind gute Neuigkeiten. Wenn er läuft, und das offenbar schmerzfrei, dann hat die Kugel wahrscheinlich keinen Knochen beschädigt«, sagte er. »Es geht ihm vermutlich nicht gut, aber es hört sich nicht lebensbedrohlich an. Ich komme gleich morgen früh. Sorgt bis dahin für seine Sicherheit.«

Normalerweise haben unsere Ranger nichts mit Sicherheitsaufgaben am Hut, weswegen wir Wächter beschäftigen, die speziell für diese gefährliche Tätigkeit ausgebildet sind. Aber sie wollten Thabo und Ntombi nicht allein lassen und Teil ihres Schutzteams sein.

»Die Wächter brauchen unsere Unterstützung«, beharrte Vusi.

Auch Alyson wollte unbedingt zu ihnen stoßen, aber ich sorgte mich zu sehr um ihre Sicherheit und redete es ihr aus. Den Wilderern war es nicht gelungen, die Hörner zu erbeuten, wegen derer sie gekommen waren, und ich hatte Angst, dass sie zurückkehren würden.

In jener Nacht tat niemand ein Auge zu. Thabo und Ntombi waren zickig und wollten die Ranger nicht in ihrer Nähe haben, also versuchten die Männer, ihnen Raum zu lassen, während sie gleichzeitig in Sichtweite blieben und über sie wachten. Schließlich legte sich Thabo hin, aber Ntombi hielt weiterhin Wache und verbrachte die meiste Zeit damit, Hyänen davonzujagen. Nashörner sind äußerst kurzsichtig, verfügen jedoch über einen ausgezeichneten Geruchssinn, daher wusste Ntombi lange vor den Rangern, dass diese kleinen, jedoch gefährlichen Räuber hergekommen waren, und war so außer sich – sie schnaubte und kreischte vor Stress –, dass die Männer einschritten und ihr dabei halfen, die Hyänen zu verscheuchen.

Um sechs Uhr morgens trafen zwei ehemalige Soldaten ein, um unsere Sicherheitsmannschaft zu verstärken. Sie schritten kerzengerade umher und ihre rastlosen Augen scannten ständig die Umgebung. Welche Erleichterung! Eine Stunde später kam Dr. Mike Toft an. Sogleich betäubte er Thabo mit einem Pfeil, während Alyson und die Ranger Ntombi in sicherer Entfernung hielten.

»Es ist eine Fleischwunde«, verkündete er.

Alyson gab mir über Funk die Neuigkeit durch. »Die Kugel hat den Knochen nur um Millimeter verfehlt.«

Ich werde stets dankbar sein, dass diese Wilderer so schlechte Schützen waren. Aus diesem schrecklichen Überfall erwuchs jedoch auch etwas Gutes, weil er mich dazu anspornte, einen eigenen Nashorn-Fonds ins Leben zu rufen. Mir wurde klar, dass meine Tiere ohne finanzielle Mittel nicht in Sicherheit wären und dass die einzige Möglichkeit, immer ausreichend Geld für den Notfall an der Hand zu haben, unsere eigene Fundraising-Organisation wäre. Geld floss herein – genug, um die zusätzlichen Wächter für mehr als einen Monat zu bezahlen und zusätzliche Waffen und Sicherheitsausrüstung zu erwerben. Ich hasse Waffen, aber Wilderei ist Krieg und die einzige Möglichkeit zu kämpfen besteht darin, auf das Schlimmste vorbereitet zu sein. Und das bedeutet eben, bewaffnet zu sein.

Diese grässlichen 24 Stunden, nachdem Thabo angeschossen worden war, werde ich nie vergessen, aber sie halfen mir dabei, den Sinn meines Lebens ohne Lawrence zu definieren, und mir wurde klar, dass die Verantwortung, Thula Thulas Wildtiere zu schützen, einzig und allein auf meinen Schultern lag.

4 DER MAGISCHE GELDBAUM

Oft schaue ich in den Busch hinaus und kann nicht glauben, wie sehr die Begegnung mit Lawrence mein Leben verändert hat. Ich war 33 Jahre alt und wegen einer Handelsmesse in London. Es war ein eisiger Freitag im Januar, ich stand in der Warteschlange für die Taxis draußen vor dem Cumberland-Hotel und mir lief die Zeit davon. Um zehn Uhr hatte ich einen Termin in der Earls-Court-Arena. Wegen des Winds schlang ich mir das Halstuch um den Hals, vergrub die Hände in meinen Manteltaschen und hoffte auf ein Taxiwunder.

Der Hotelportier tippte mir auf die Schulter.

»Entschuldigen Sie, Ma'am. Würde es Ihnen etwas ausmachen, ein Taxi mit einem Gast zu teilen, der auch zum Earls Court möchte?«, fragte er und zeigte nach hinten auf die Schlange.

Ich sah einen großen Mann mit rotem Haar in weißen Sommerhosen und einer blauen Kunststoffwindjacke. Ich beugte mich vor, um ihn besser in Augenschein nehmen zu können, und schüttelte den Kopf. Mir war nicht nach Touristen zumute.

Der Portier war überrascht von meinen so gar nicht britischen Manieren und setzte beherzt seine Suche nach jemandem fort, der etwas großzügiger wäre. Meine Grobheit blieb nicht ungestraft, denn eine halbe Stunde später stand ich immer noch dort. Schließlich gab ich es auf und kehrte ins Hotel zurück, um mich aufzuwärmen, und verfluchte mein Schicksal, während des schlimmsten Winters seit 50 Jahren in London zu sein. Und wer durchquerte zur gleichen Zeit die Lobby? Der Tourist. Er sah mich amüsiert an. Ich war beschämt und sagte das Erste, was mir durch den Kopf ging.

»Sie sehen wie ein Ausländer aus, der Hilfe braucht. Ich zeige Ihnen, welche U-Bahn Sie nach Earls Court nehmen müssen, wenn Sie möchten. Bei diesem Wetter wird das die schnellste Methode sein, dorthin zu kommen.«

Wenn es ihm komisch vorkam, dass ihn eine Frau, die mit französischem Akzent sprach, einen Ausländer nannte, so verbarg er es gut.

»Gern«, erwiderte er. »Ich muss nur rasch jemanden anrufen.«

Etwas frech, aber ich war ja auch ziemlich grob gewesen, also hielt ich den Mund und war selbst davon überrascht, dass ich einverstanden war zu warten. Schließlich machten wir uns zur U-Bahn-Station Marble Arch auf und kämpften uns die Treppe mit allen anderen hinab, die vom Wetter überrascht worden waren. Ich hatte Sorge, ihn in der Menge zu verlieren, aber seine hellblaue Jacke erwies sich als nützlicher Leuchtturm. Seine südafrikanischen Schultern waren ebenso nützlich, denn er brachte uns durch Drängeln leicht zum richtigen Bahnsteig. Wir fanden sogar einen Sitzplatz. Wie ich herausfand, war er geschäftlich in London und das einzig Touristische an ihm war die Tatsache, dass er tags zuvor von Florida herübergeflogen war.

»Schlechtes Timing, in diesem Wetter hier einzutreffen«, neckte ich ihn.

»Das können Sie laut sagen. Ich finde es furchtbar. Wo ich herkomme, hat es nie weniger als 15 Grad, nicht mal im Winter!«

Er erklärte, dass er sich mit einem Aussteller wegen eines revolutionären Produkts namens Aquaboy traf, das Menschen vor dem Ertrinken bewahren sollte. Es war von einem Surfer entworfen worden und wurde wie eine Armbanduhr am Handgelenk getragen. Wenn man die Geistesgegenwart besaß, es aufzureißen, während einen eine Drei-Meter-Welle wie eine Spielzeugpuppe umherwarf, sollte es sich öffnen wie ein Unterwasserfallschirm und einen an die Oberfläche ziehen.

Ich hielt das für eine brillante Idee und erhaschte in diesem Moment den ersten Blick auf den leidenschaftlichen Visionär, der er war. Nur ein verrückter Südafrikaner konnte in ein verschneites London kommen, um ein Surfer-Gadget zu vermarkten.

Er verfiel in Schweigen und ich fand, dass er irgendwie krank wirkte. Ich überlegte, was ihm wohl fehlte, wollte ihn jedoch nicht darauf ansprechen. Also saß ich still neben diesem seltsam gekleideten Mann, der aussah, als wäre er seekrank. Hinterher erklärte er mir, dass er einen fiesen Kater hatte, nachdem ihn ein Comedian in einem Nachtclub ziemlich rundgemacht hatte, weil er Südafrikaner war. Im Jahr 1987 herrschte immer noch Apartheid und weiße Südafrikaner waren im Ausland nicht sonderlich willkommen. Danach sei er fast erfroren bei dem Versuch, ein Taxi zurück zum Hotel aufzutreiben. Kein Wunder, dass er so mitgenommen wirkte.

Ich wusste nichts von seinem Land und war neugierig, mehr zu erfahren, also fragte ich ihn, um das Gespräch in Gang zu halten, ob er Jazz mochte.

»Ja, total!«, erwiderte er ziemlich eifrig für jemanden, der so krank aussah. »Kennen Sie einen Jazzklub hier in London?«

»Ich gehe später mit Freunden in einen. Warum kommen Sie nicht mit?«

Wir trafen uns um neun Uhr an diesem Abend in der Hotellobby. Er trug jetzt Jeans und eine Lederjacke mit Flickern – nicht so recht passend für Ronnie Scott's, aber ich ignorierte meine Alarmglocken hinsichtlich der Mode. Seine Geschichten über das Leben in Südafrika faszinierten mich. Er war der geborene Verkäufer und ich bin mir ziemlich sicher, dass er genau wusste, was er tat, weil sich im eisigen London sein Land wie der Himmel auf Erden anhörte.

Zurück in Paris, fragte ich mich, ob ich ihn je wiedersehen würde, und war ziemlich verblüfft, als er sich für einen Besuch ankündigte. 10 000 Kilometer für ein Date zu fliegen war typisch für ihn – kühn, impulsiv und unaufhaltsam.

Das eisige Wetter, das bei unserer ersten Begegnung London in die Knie gezwungen hatte, war nicht mehr so schlimm, es hatte »gemütliche« null Grad, als er am Flughafen Charles de Gaulle landete.

»Hier ist es eiskalt. Können wir nicht irgendwo hingehen, wo es wärmer ist?«, stöhnte er nach ein paar Tagen.

»Wie wär's mit Venedig? Dort hat momentan es schweißtreibende 13 Grad«, scherzte ich.

»Perfekt. Fahren wir mit dem Zug.«

»Die einzigen durchgehenden Züge sind Nachtzüge und die brauchen ewig. Fliegen ginge viel schneller«, protestierte ich.

»Wo bleibt dein Sinn für Spaß? Bist du je mit einem Nachtzug gereist?«

»Nein, aber ...«

»Umso mehr Grund, es mal zu tun! Ist doch egal, ob es ewig dauert. Es wird Spaß machen und wir werden zusammen sein.«

Zwölf Stunden Bahnfahrt anstelle zwei Stunden Flug? Das war nicht gerade meine Vorstellung von Spaß, aber er war so begeistert, dass ich nicht Nein sagen konnte. Und schon saßen wir in einem Taxi, das sich seinen Weg in der Hauptverkehrszeit zur Gare de Lyon bahnte. Am Bahnhof bekam Lawrence die Pariser Art von ihrer schlimmsten Seite zu spüren.

»*Hors de question*«, fauchte die Frau am Fahrkartenschalter. »Sie sind zu spät. Der Zug ist gerade dabei abzufahren. Sie werden es nie rechtzeitig zum Bahnsteig schaffen.«

»Sag ihr, wir möchten es versuchen«, flüsterte Lawrence.

Ich überredete sie, uns zwei Fahrkarten zu verkaufen. Wir sprinteten zum Bahnsteig 3 und kamen gerade rechtzeitig an, um den Zug abfahren zu sehen. Lawrence jagte ihm nach und wedelte verzweifelt mit den Armen, wahrscheinlich in der Hoffnung, der Lokführer hätte Erbarmen mit zwei hoffnungslos Verliebten, die nach Venedig fahren wollten.

Wir kamen uns so blöd vor und waren enttäuscht, aber wir sahen einander an – außer Atem auf einem verlassenem Bahnsteig – und brachen in schallendes Gelächter aus.

»Gehen wir und lassen wir uns den Preis erstatten«, sagte er.

»Von dieser knurrigen Alten? Das macht die nie!«

»Pass mal auf.«

Nicht nur dass er unser Geld mit seinen zwei Worten Französisch zurückbekam, er entlockte ihr sogar ein Lächeln. Ich sollte bald lernen, dass Lawrence stets das bekam, was er wollte.

Wenige Monate später ging ich an Bord eines Air-France-Flugs nach Südafrika und fand heraus, dass er mir tatsächlich nicht nur etwas hatte verkaufen wollen. Sein Land war in jeder Hinsicht so atemberaubend, wie er es beschrieben hatte, und ich liebte es vom ersten Augenblick an, als sich die heiße, feuchte Luft an meine Wangen schmiegte, nachdem ich das dampfende Rollfeld betreten hatte.

»Wir fahren direkt in den Busch zur Wildtierfarm eines Freundes«, sagte er.

Ich hatte keine Ahnung, was er meinte. »Busch?«

»Ihr Ausländer nennt das ›auf Safari gehen‹«, neckte er.

Wir fuhren durch die üppigen Hügel von Zululand, links eine Zuckerrohrplantage nach der anderen, rechts der wogende Indische Ozean. Schließlich bogen wir von der Küste ab ins Landesinnere, überwand die chaotischen Straßen von Empangeni und bogen dann auf eine unbefestigte Straße durch ein ländliches Dorf ab, wo barfüßige Kinder, Hunde und Vieh die staubige Fahrbahn mit uns teilten. Es war anders als alles, was ich je zuvor gesehen hatte.

Wir hielten vor den Toren von Windy Ridge an.

»Willkommen in meiner Welt«, sagte Lawrence stolz.

Der Wächter ließ uns ein und Lawrence bestand darauf, dass wir sofort auf eine Wildtier-Beobachtungsfahrt gingen.

»Es ist die beste Zeit des Tages«, versprach er.

Doch mir gefiel das Aussehen des *Bakkie* – des Pick-up-Trucks – nicht, in den ich einsteigen sollte.

»Der soll uns vor wilden Tieren schützen?«, stöhnte ich ungläubig.

»Vertrau mir doch ein bisschen«, lächelte er. »Ich habe das schon Hunderte Male gemacht. Die Tiere sehen in uns Teile des Fahrzeugs und wir werden nicht im Geringsten belästigt.«